

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 19.

Vierter Jahrgang.

12. Mai 1860.

### Schloß Lueg.

Ballade von Dr. Joh. Nep. Vogl.

„Wo ist im Land ein fest'res Schloß  
Als wie Schloß Lueg in Krain,  
Aufragend zu der Wolke Saum,  
Und Eins mit dem Gestein?“

„Wo ist der Held, der dieses Schloß  
Im Kampfe sich erringt?  
Kein Schloß so fest, kein Held so stark,  
Dem solches je gelingt!“

Von lust'ger Zime ruft's hinab  
Herr Lueger in das Thal,  
Wo Kaiser Friedrichs Mannen sieh'n  
Geschaart, im blanken Stahl.

Dem in die Nacht ward er gethan,  
Weil er, ob frechem Wort,  
Den Grafen Pappenheim erschlug,  
An Kaisers Hof und Hort.

Den Freiherrn Rauber sandt darum  
Erzürnt der Kaiser aus,  
Zu rächen diese blut'ge That  
An Luegers ganzem Haus.

Schon stürmte Rauber, dem Gebot  
Des Herrn getreu, das Schloß,  
Doch niederwarf ihn jedes Mal  
Herr Lueg mit seinem Trost.

Wohl blickten die Belag'rer d'rüm  
Voll Grimm zu Thurm und Hang,  
Verhoffend, daß der Noth gelang'  
Was ihnen nicht gelang.

Vergebens aber harrten sie  
Vor'm lust'gen Burggestein,  
Schon fand die Noth, anstatt im Schloß  
Bei ihnen selbst sich ein.

Da läßt Herr Lueger einen Korb  
Mit reicher Speisenzahl  
In einem Strang vom Schloß hinab,  
Und ladet sie zum Mahl.

„Wo ist im Land ein fest'res Schloß,  
So weit das Auge bringt,  
Wo ist ein Held, der dieses Schloß  
Mit seinem Schwert erringt?“

So höhnt er wiederum den Feind  
Den nie sein Spott verschont,  
Und denkt nicht, daß nur fest der Ort  
An dem die Treue wohnt.

Zu bald nur hatte einen Knecht,  
Der in des Luegers Sold,  
Mit List zu schlimmer That verlockt  
Des Freiherrn blankes Gold.

Er gibt das Zeichen — und ein Blitz  
Der Donnerschlange loht,  
Der Schuß löst einen Stein vom Sims,  
Der schlägt den Lueger todt.

Und als er todt, da war das Schloß  
Sogleich in Raubers Hand.  
Es fiel der Thurm, die Mauer sank,  
Die einst so feste stand.

Nun ragt Getrümmer nur vom Fels  
Auf dem die Burg gethront,  
Dich lehrend: Fest nur ist der Ort  
An dem die Treue wohnt.

### Die Engelwacht. \*)

Skizze von Karl Cubasch.

Soch über die freundlich blinkenden, rothen Ziegeldächer  
des Dertchens steigt der einzigen Kirche kühn hinaufstrebender  
Thurm, gleich einer getreuen Warte scharf hinausspähend  
in die weiten Lande.

Die Mittagshitze eines glühenden Sommertages brütet  
über den Sibeln, auf denen schläfriges Gesehder behaglich in  
dem aufgepusteten Blaum hocht, selten einmal zu kurzem Um-  
hergreifen die schlaffgelüsteten Flügel erhebend.

Der Glöckner hat sein Lugsübchen nach einem vorprü-  
fenden Mundblick eben verlassen. Ringsher wohnt der Friede.  
Nur der Rauch bewachter Herde steigt aus mancher wohn-  
lichen Hütte wirbelnd in die goldblaue Höhe. Und ob er  
von einem Huhn im Topfe oder den grauen Wämsern der  
Bataten hinaufzieht; hier verkündet er nur ein gefahrloses  
Dankopfer, dargebracht der freundlichen Gottheit. Keine  
schreckende Feuer säule mahnt zu dem metallenen, schaurigen  
Wecker empor. Darum ist der Thurmwort tiefer hinatge-

\*) Aus dem illustr. Familienbuch des österr. Hochd.

stiegen, in die frische Kühle der dicken Steinmauern, eine freie Pause zu kleinen Ausbesserungen am Gehäuse des Glockenstuhles zu verwenden. Draußen im Land hat es keine Gefahr, näher ist sie dem Vaterherzen. Doch dafür gibt es keine anderen Glockenstimmen, als die geheimnißvoll anklingenden Ahnungen der Seele.

Das mit allen seinen Fibern hörende und sehende Mutterherz weilt da unten in der Stadt, des Hauses Geschäfte abzutun, und oben in der engen Thurmzelle ist die Großmutter von der Brüttheize, die unter der Kupferplattung der Dachdeckung hervorhaucht, allmählig über dem Spinnrad eingenickt. Das am Fußboden spielende Kind unterbricht, mit scheuem Auge das stille Antlitz der silberhaarigen Schlaferin betrachtend, durch kein Geräusch die Stille umher.

Auf die Dauer wird dem rührigen Kleinen die Unbeweglichkeit, zu der er sich selbst hergibt, um Großmutterchen nicht zu stören, doch lästig. Er erspäht die zur Erfrischung der Stubenluft bloß angelehnte Thür, welche aus dem Gemach auf die außen rund umlaufende Balustrade führt und auf allen Bieren sich fortschleichend, rückt er leicht und lose bis zur klaffenden Ausgangspforte. Das goldstimmige Tageslicht, die frischere Luft, welche so erquickend durch die Spalte hereinschmeicheln und säckeln, während im Stübchen arge Hitze drückt, locken unwiderstehlich. Weise ist das Kind durchgeschlüpft, richtet sich draußen langsam auf die Beine und athmet nun mit vergnüglichem Gesichtchen hoch auf in der reineren Luftströmung. Endlich wird die Neugier rege, es verlangt nach Zeitvertreib und so versucht es einen Rundgang auf wackelnden Füßchen. Das hat keine Gefahr; eine eiserne, ellenhohe Einfassung schützt als Brustwehr den Thurmgang.

Kauschig steckt es das Köpfchen zwischen die erzenen Stäbe der Gatterung und freut sich herzlich am weiten, bunten Ausblick. Gesättigt von der Umschau fällt sein Auge in die Tiefe. Dort sieht es auf offenem Markt und in den Straßen Menschen und Thiere so winzig, so klein, wie es selbst ist. Das dünkten ihm wandelnde, bewegliche Puppen zu sein, o Puppen — mit denen es so gern spielt, und ganz fröhlich klatscht es in die Händchen und jauchzt lustig über den hübschen Anblick. Das Verlangen, mehr davon zu sehen und näher daran zu sein, steigert sich. Es meint noch Manches verborgen von der Spanne, die zwischen ihm und dem Abgrund liegt.

Voll reger Neubegier versucht es die Durchdrängung zwischen den Stabstücken. Dem so schwächtigen Kinderleib gelingt dieß. Die grobgeschmiedeten Eisensäulen haben Schieferrisse. Einer derselben faßt mit vielen Häkchenplittern das Wollkleid des Kindes. In seiner Strebung gehemmt, wankt es hin, mit halbem Leib inmitten der Gatterung liegend, das Gesicht außerhalb auf dem Karniß der Steinquadern, welche die Fassung des Geländers um ein Paar Hände breit überragen. Es schiebt sich wieder zurück, nestelt das Kleid los vom zerrenden Eisendorn und zwingt sich nun ganz durch die Gitterdocken.

Jetzt steht es draußen auf dem schmalen Fries des Plattenkranzes und Stab um Stab mit beiden Händchen fassend, hilft es sich daran fort, auf Härchenbreite oft an die abschüssige Linie des Gleichgewichts streifend. Also umgeht es die Thurmrunde außerhalb der Gatterung. Unbewußt der gräßlichen Verwegenheit seines Ganges, hält es zuweilen inne, schaut schwindellos in den gähnenden Abgrund und stampft vor Entzücken mit den schwachen Füßen, wenn irgend etwas seinen schweifenden Blicken gefällt. Plötzlich zuckt es leicht zusammen und taumelt. Ein Quadersstück, von Zeit und Wetter gelockert, hat unter der Wucht des kindlichen Leibes geschüttelt. Wenn nicht unsichtbare Helfer es fassen, schmettert es jetzt rettungslos in die Tiefe — doch schnell und unerschrocken hat es die Stäbe wieder umschlungen und setzt den grauzig anschwinkelnden Pfad fort.

Da blüht vor seinen Augen wilder Goldblat aus den Steinrigen von unten herauf, dessen Same lannische Winde dahin getragen. Das Kind lacht den Blumen entgegen, beugt sich nieder zum Pflücken und schwebt dicht am Rande, auslangend den kurzen Arm nach den schwer zu erhaschenden Pflanzen, welche der Luftzug hin- und herschaukelt, während die zweite Hand, unter dem Herabbiegen, nach einer Geländerstange faßt. Dicht unter dem Kehrande des Gefüses haben Dohlen ihre Nester. Die herabgreifende Hand scheucht die Thiere auf. Mit wildem Geschrei fährt der ganze Schwarm kräzchend und flatternd hervor — das Kind erschrickt, schreit auf, die Eisenstange, wonach es gegriffen, saß niedlos in ihrer Bohrung — sie bewegt sich und schießt wuchtig, dicht neben dem Kinde hinunter. Dieses schwankt, verliert den Stützpunkt und beginnt ohne Halt von der Stelle zu rücken.

Inmitten dieser Szenen kehrt die Mutter von ihrem Ausgang in das Städtchen zur Nähe des Thurmes zurück. Heiter und guter Dinge suchten ihre Augen mit dem Behagen eines geprängellosen, wohligen Glückes die hohe Stätte ihrer häuslichen und mütterlichen Seligkeit, den kleinen und stillen Horst eines so trauten Liebeslebens, der um Vieles näher dem Himmel als die Wohnungen anderer Menschen.

Da gewahrt ihr lächelnd aufgerichteter Blick plötzlich das Schreckliche, daß der bewegliche Odem ihr stockt und die lebendige Blutwelle schauernd innehält. Ein Paar Wimperschläge lang steht sie starr, todesbleich und eiskalt. Dann bricht ihr der Schweiß aus allen Poren mit fiebernder Erschütterung. Die Augen bohren durch die majestätische Höhe, hochauf wogt die feuchende Brust, unwillkürlich hebt sie die Arme und der ganze Körper streckt sich lang aus wie gedehnt zum Fluge. Nun mit rasender Hast stürzt sie zur Thurmthür in der Kirchwand. Sie ist verschlossen. Mit Allgewalt zieht sie die Klingel, welche hinauf läuft am Blitzleiter. Der alte rostige Draht reißt von der Heftigkeit des Griffes. Tief aus gelbt ihre Seele von namenloser Wein, und doch haben sich die krampfzig gepreßten Lippen nicht geöffnet.

Nings ist Alles menschenleer. Um die stille Kirchen-  
seite geht selten ein Wanderer, wäre es auch nicht um die

heiße Mittagsstunde, die fast jedes Leben in Schlaf gelulkt zu haben scheint.

Mit gepelzter Flucht rennt sie wieder um die Kirche nach einer offenen Stelle, von wo sie hinaussagen kann die brennenden, roth glühenden Blicke, in denen sich alles Blut ihres Leibes versammelt hat.

Noch wandelt das Kind harmlos seinen Schauerpfad.

Zurück stürzt sie an die Thüre. Wie die todesängstige Löwin mit den riesenkräftigen Branten, welche der höchste Schmerz fählt, gegen den vorgewälzten Stein der Höhle dröhnt, der ihr Zunge und den überraschten, räuberischen Jäger zugleich deckt — also schlägt die Mutter beide Hände wund am gefühllosen Holze.

O, Erbarmen, ihr Mächte des Himmels! In jeder Sekunde kann das Schreckliche zehn Mal geschehen und noch immer nicht weicht die hindernde Plank. Ach, diese qualvollen Minuten sind schwerer, wie eben so vielmalige Vernichtung! Die unter einer Riesenlast gepresste Mutterseele ächzt zwischen unbeschreiblichen Martern. Oern möchte sie wiederum aufblicken nach oben, wo das Kind den entsetzlichen Todesweg geht, doch darf sie nicht nachlassen an der Thüre zu rütteln mit von Verzweiflung gestachelten Kräften, wobei sie die Augen schließt, um nicht bei jedem nächsten Athemzug ihr Kind zu Füßen sich niedertrümmern zu sehen. Schon bluten ihr die immer kraftloser werdenden Arme aus unzähligen Rissen — aber das Mutterherz blutet noch mehr.

Da plötzlich springt jäh, wie durch ein Wunder, die Thür aus dem abgenutzten, morschen Schloß. Wie tausender Wind und mit einem wahnwitzigen Schrei stürmt sie die endlosen Stufen hinan. Wild, gleich der gehegten Jagd, raset sie an ihrem nichtsehenden, ruhig beschäftigten Mann vorüber, höher und immer höher. Krachend, daß die alte Großmutter entsetzt auffährt, wirft sie die Treppensacke zum Thurmflüßchen aus den Angeln, unaufhaltsam getrieben nach dem Schanzgange der Thurmspitze.

Hinstürzen mit athemlosen Herzen nach der Stelle, wo die Eisenstange fiel, die eben jetzt klirrend heraufwimmert vom dampfenden Stoß auf das Pflaster, geschieht schnell wie der Augen Zucken. Wie ihr zugleich das Kind durch den erweiterten Zwischenraum im Geländer halb entgegen schwankt und kollert, greift sie es Pfeilschnell, zieht es noch mit den bluttriefenden Händen von der tödtlichen Klust krampfhaft an die lautstöhnende Brust, ehe sie vergeht in tiefer Ohnmacht verdunkelter Umhüllung.

Blumen trägt das arglos lächelnde Kind, Blumen liegen umher und leises Klüßern und leichtes Schweben geht ringsum, verwehend mit den Winden.

Neben der hingefunkenen Tochter kniet das alte Mütterchen im lächelnden Gebet, dessen Worte ihre zitternden Lippen verwirren. Zur andern Seite der Thürmer, das abgezogene Köppchen zwischen den innig gefalteten Fingern. Seine Augen haften thranend am Himmel, und aus seinem Stammeln klingen die murmelnden Worte:

„Du sendest Deine Engel aus,  
Zu wachen rings im Vaterhaus,  
Daß uns kein Leid mag schaden.  
„Preis Dir! Du Herr der Gnaden! —“

## Das Photogen und die ihm verwandten Stoffe.

(Schluß.)

Wie bei so vielen Gemischen Prozessen, spielt auch bei der Gewinnung des Theers und seiner Nebenprodukte die Hitze die bedeutendste Rolle. Es ist eines der Fundamentalsgesetze in der Chemie, daß jede Flüssigkeit bei einem gewissen Grade von Hitze die Gasform annimmt. Gestützt auf diese Theorie wird also der Theer in großen Blasen zum Sieden gebracht; da er nun aus so vielen Stoffen zusammengesetzt ist, und jeder seiner flüssigen Bestandtheile sich erst bei einem gewissen Hitzeegrad in Dampf auflöst, so folgt nothwendig, daß die Gasentwicklung bei diesen Stoffen in dem Maße schneller oder weniger schnell eintritt, als die Stoffe selbst leichter oder weniger leicht schmelzbar sind. Aus dem Ammoniak entwickelt sich zuerst das Gas, und dieses, so wie die andern Gase, werden in kaltes Wasser geleitet, welches davon bald stark geschwängert, zur Bereitung einer schlechteren Sorte von schwefelsaurem Ammoniak gebraucht wird, der einen Hauptbestandtheil im künstlichen Dünger ausmacht. Bei zunehmender Hitze erzeugt sich eine ölige Flüssigkeit, das sogenannte Photogen oder leichtes Del, welches geschieden von den andern Produkten sorgfältig eingesammelt wird. Wenn davon schon so viel erzeugt worden ist, als beiläufig der zwanzigste Theil des ganzen, in der Blase enthaltenen Theers beträgt, so zeigt sich nun eine zähe, dunkelfarbige Flüssigkeit, mit einem eigenen, unangenehmen Geruche, bekannt unter dem Namen schweres Del. Dieses Del wird in bei weitem größerer Menge gewonnen, als das Photogen und zwar zu einem Fünftel der Theermasse. Wenn dieses Del zu rinnen aufhört, weiß der Theersieder, daß es unnütz wäre, den Siedeprozess fortzusetzen, das Feuer wird ausgelöscht, ein großer Zapfen am Boden der Blase wird gedreht, und der dicke, schwarze Saft, das gemeine Pech, im erhitzten Zustande noch immer flüssig, wird in großen, zisternartigen, in die Erde eingesenkten Behältnissen aufbewahrt. Durch das einfache Sieden ist nun der Theer in vier verschiedene Produkte zerlegt: in Pech, in schweres Del, in leichtes Del und in schwefelsaures Ammoniak.

Das Pech hat keine sehr vielfältige Verwendung: Kurz nach dem Flusse wird es aus den großen Behältnissen mit Löffeln in Model geschöpft, welche, um das Ankleben zu vermeiden, von innen mit Kalk bestaubt, und dann auf den Markt gebracht werden. Der größere Theil des schweren Dels macht auch keinen weitem Prozeß durch. Das Produkt ist der rothe Kreosot, bekannt wegen seiner, die Fäulniß hindernden Eigenschaft. Das schwere Del ist das wich-

tigste Produkt, welches aus dem Theer gewonnen wird. Viele tausend Eimer werden davon an die verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften verkauft, und die meisten Unterlagen und anderes Holzwerk damit getränkt, damit es länger dem Wechsel der Witterung widerstehen könne. Ein kleinerer Theil dieses Oels wird aber zu ganz andern Zwecken verwendet. Es ist leicht entzündbar und enthält viel Kohlenstoff; diese beiden Eigenschaften werden dahin ausgebeutet, daß man es in kleinen Oefen mit großen Rauchfängen bei schwachem Feuer verbrennen läßt, der Rauch setzt sich in Form einer Kruste an den Wänden des Rauchfanges an, diese wird davon abgeschabt, und es ist dieses schwarze Pulver im Handel unter dem Namen: „Lampencruß“ bekannt.

Das Photogen erfordert mehr Sorgfalt, als alle andern aus dem Theer gewonnenen Produkte; es ist eine dunkelbraune, sehr übel riechende Flüssigkeit. In diesem Zustande ist sie nicht zu verwenden, und muß, um den häßlichen Geruch und die dunkle Farbe zu verlieren, einer zweiten Destillation unterzogen werden. Nun ist es gewöhnlicher „Naphtha“, der wohl schon zu verschiedenen Zwecken dient, aber doch noch ziemlich viel von einem fetten Stoffe, „Paranaphthaline“ genannt, enthält, von welchem ihn keine Art von Destillation gänzlich befreien würde.

Um dieß zu bewerkstelligen, wird es mit Vitriol-Oel versetzt, das fette Paranaphthaline verläßt das Naphtha, verbindet sich mit der Säure, nimmt die Unreinigkeit in sich auf und läßt das Naphtha ziemlich rein zurück. Da das Vitriol beinahe drei Mal so schwer ist als Naphtha, so scheiden sich, nachdem das Umrühren aufgehört, diese beiden Stoffe von einander und werden in eigene Gefäße abgegossen. Das Naphtha wird nun entweder verkauft wie es ist, oder noch ein Mal destillirt.

Hier hört die Arbeit des Destillators auf und das Naphtha geht in die Hände verschiedener Fabrikanten über, die es dann für ihre speziellen Zwecke benutzen. Wegen der Menge von Leuchtstoff, die es enthält, wird es häufig zur Beleuchtung gebraucht und gibt, in gut konstruirten Lampen verbrennt, mehr Licht, als irgend eine andere Substanz. Naphtha ist auch ein Auflösungsmittel für Kautschuk, Guttapercha und andere Gummiarten, und wird von den Firniß-erzeugern vielfach verwendet; gereinigt dient es auch zur Entfettung von Woll- und Seidenstoffen. Wenn das Naphtha der Einwirkung gewisser chemischer Stoffe unterzogen wird, so gehen in ihm die merkwürdigsten Veränderungen vor. Wie schon gesagt, ist Benzole einer der Bestandtheile des Theers; wenn bei der Destillation sich das schwere und das leichte Oel ausscheiden, so geht im Benzole keine Veränderung vor; Hitze allein ist nicht hinreichend, ihn vom Naphtha zu trennen, er geht in das leichte Oel über und bildet einen Bestandtheil desselben. Bei Anwendung von heroischen, chemischen Mitteln verläßt es aber doch das Naphtha in Gestalt einer zähen, öligen Substanz mit sehr wenig Geruch und scharfem Geschmack. Wenn diese an sich nutzlose Flüssigkeit

mit Salpetersäure oder mit Scheidewasser vermischt wird, so verbinden sich diese beiden Stoffe und bilden die sogenannte Nitro-Benzole, eine Flüssigkeit, welche im Geruch und Geschmacke genau dem bitteren Mandelöl gleich kommt, und wegen ihrer Wohlfeilheit sehr häufig anstatt dieser kostspieligen und giftigen Substanz verbraucht wird. —

Phenol-Säure ist, wie bekannt, auch im Theer enthalten, und leidet während der Destillation keine Veränderung, sie geht mit dem Naphtha über, und ist ein Bestandtheil desselben. Wenn sie aber mit Salpeter-Säure behandelt wird und verdünnet, so erscheinen blaßgelbe Krystallisationen von bitterem Geschmacke; es sind dieß Krystalle der Kohlen-Stickstoff-Säure — auch Welter'sches Bitter genannt. — Die Farbe findet in einer Auflösung ihre Verwendung in der Seidenfärberei, wegen ihres bitteren Geschmackes werden diese Krystalle oft zur Verfälschung des Bieres gebraucht.

Wir haben nun gesehen, was für Dienste der einst so sehr verachtete Theer, in seine Bestandtheile aufgelöst, in neuester Zeit der Industrie geleistet hat, mit ihm schützen wir unser Holzwerk vor Fäulniß, bereiten aus ihm unsere Firnisse und wasserdichten Stoffe, entfetten unsere Kleider, düngen unsere Felder, färben unsere Seide und — verfälschen unser Bier. Wer weiß, was der Zukunft noch vorbehalten ist, in ihm zu entdecken, wenn erst alle seine bisher bekannten sechzehn Substanzen, welche in ihm enthalten sind, vollständig analysirt und in ihrer Anwendung gekannt sein werden.

(W. W.)

## Landwirthschaftliches

Ueber die Vertilgung der Maikäfer und Engerlinge und deren Verwendung als Dünger hat der sächsische Landes-kulturrath eine Ansprache an die sächsischen Landwirthe erlassen. Es wird darin gesagt, daß mit großer Wahrscheinlichkeit in diesem Jahre der Maikäfer in besonders reichlicher Menge zu erwarten sei, daß aber, da die Sammelkosten sich in den meisten Fällen gewiß viel niedriger herausstellen werden als der angegebene Düngerwerth, es in der Hand der Landwirthe allein liege, ob diese Thiere ihnen zu einer Kalamität werden oder aber in gegentheiligere Weise Nutzen bringen sollen. Pudere man die durch Besprengung mit kochendem Wasser getödteten Käfer, nachdem man sie 1—1½ Zoll hoch ausgebreitet hat, mit staubigem gelöschten Kalk ein und bedecke sie dann mit einer gleich hohen oder etwas stärkeren Erdschichte, worauf wieder Käfer folgen u. s. f., so werde man in kurzer Zeit einen Kompost aus ihnen erhalten, der dem Guano ähnlich schnell treibend wirkt und wie dieser auch eben so nützlichen Zusatz zu dem Stallmist, zum Knochenmehl &c. abgeben kann.